

Eine schwere Geburt

Der bleierne Tag, die verhaltene Freude und der Glaube an das Charisma des neuen Präsidenten / Von Hans Ulrich Gumbrecht

Es ist kurz nach halb fünf Uhr am Wahltag, dem 4. November 2008, knapp eineinhalb Stunden vor der Schließung der ersten Wahllokale in einigen Staaten der Ostküste und gut eineinhalb Stunden vor den ersten Hochrechnungen. Ganz unabhängig von der Entscheidung, die sich heute vollzieht, werden wir diesen bleischweren Tag nie vergessen. Nach allen Umfragen und Expertenmeinungen hat Barack Obama noch gestern Abend mit einem eigentlich uneinholbaren Vorsprung vor John McCain gelegen. In den Metropolen am Atlantik, in New York, Philadelphia oder Washington, traf man niemanden, der auf McCain setzte (und noch weniger jemanden, der auf seinen Sieg hoffte).

Nun sind die Straßen und die Bahnhöfe leer, während vor den Wahllokalen die Schlangen derer nicht kürzer werden, die ihre Stimme abgeben wollen. All das wird, haben wir in den letzten Wochen tausend Mal gehört und gelesen, gut für Obama sein – und doch scheint es dieser Prognose und dieser Hoffnung erstaunlich schwerzufallen, Wirklichkeit zu werden. Das eben macht das lähmende, fast „schicksalhaft“ anmutende Gefühl des Tages aus. Alles andere als ein deutlicher Sieg für Obama wäre eine das Vertrauen auf Hochrechnungen für immer erschütternde Sensation – und trotzdem wirkt das Erreichen des Siegs wie die sprichwörtlich „schwere Geburt“. Manche sagen, das liege an einem tiefstehenden Manipulationsverdacht, geboren aus der Erfahrung der beiden Präsidentschaftswahlen, die George W. Bush angeblich „gestohlen“ hat. Aber insgeheim wissen selbst die Skeptiker, dass diese Wahlen nicht wirklich „gestohlen“ waren, sondern verloren von der Demokratischen Partei und ihren Kandidaten, zu deren Traditionen es gehört, strategische Kompetenz und politisches Stelvermögen ihrer Kontrahenten zu unterschätzen.

So viel steht nun schon vor den ersten Wahlergebnissen fest: die Tradition einer zum Jammern neigenden Dummdreistigkeit ausgerechnet in der Partei, die sich in Amerika für die Partei der Intelligenz hält, hat der von Barack Obama zwei Jahre lang unerbittlich und konzentriert geführte Wahlkampf hinter sich gelassen. Sollte Obama nicht gewinnen, dann wird man am Ende einige Fehler ausmachen können, aber gewiss nicht mangelnden Respekt vor dem anderen Kandidaten. Und doch sah Barack Obama ungewöhnlich ernst aus auf den letzten Stationen seiner Wahlreise, während John McCain von jener ansteckend guten Laune animiert war, die zur Rolle dessen gehört, der nichts mehr zu verlieren hat. Obama mag – über die Image-Verpflichtung des vorbildlichen Vaters, Gatten, Sohns und Enkels hinaus – beeindruckt gewesen sein vom Tod seiner Großmutter am Tag vor der Wahl, so wie er sichtbar erleichtert war, zu seiner Familie in Chicago zurückzukehren, fast als könnte dies eine abschließende Heimkehr sein. Die Stimmung des demokratischen Kandidaten erinnerte an die eigenartige Melancholie jener großen Shakespeare-Gestalten, welche zögern, die Macht zu ergreifen, die sie gesucht haben, wenn diese Macht endlich nahe kommt und greifbar wird.

Was ist bis zum Wahltag so anders und ungewöhnlich an Barack Obama gewesen, dass das fast gewisse Ereignis seines Sieges nun unwahrscheinlich zu werden scheint? Es waren gewiss nicht die Inhalte seiner Reden, die Werte, die er vertrat, oder die von ihm vorgeschlagenen Auswege aus der nationalen Krise – in dieser Hinsicht unterschied er sich kaum von anderen demokratischen Kandidaten des vergangenen Jahrzehnts und nicht einmal sehr dramatisch von John McCain. Doch Obama ist der erste amerikanische Politiker seit Jahrzehnten und vielleicht der erste Politiker seit langer Zeit auf der internationalen Bühne, dessen größte Stärke in seinem Charisma liegt, in seiner persönlichen Anziehungskraft und in dem von ihr ausgelösten Wunsch nach Gefolgschaft – ohne dass er je den Verdacht geweckt hätte, diese charismatische Wirkung autokratisch nutzen zu wollen.

Charisma jedoch ist eine Stärke, die nie an spezifische Inhalte gebunden ist. Bill Clinton zum Bei-



Warten auf den Wahlsieg: Familie Obama am Abend des 4. November in Chicago; neben dem Noch-Kandidaten seine Frau und seine Schwiegermutter; vorne die Töchter Sasha und Malia (knieend)

Foto David Katz / afp

spiel war ein Präsident, dessen Popularität dank der Konvergenz seines Charms mit seinen Leistungen wuchs, aber er war nicht charismatisch. Deutlicher noch, als dies John F. Kennedy gelang, mit dem er eine Zeitlang fast obsessiv verglichen wurde, kann sich Barack Obama als Redner zu Momenten der Evidenz und der von Evidenz ausgelösten Kraft zur Konversion steigern. Nicht umsonst beschrieb ihn einer der republikanischen Wahlkampfmanager als „rhetorisches Jahrhunderttalent“.

Selbst das Glück ist offenbar auf Obamas Seite, wie es schon immer zur Aura großer und eben charismatischer Feldherren gehört hat. Denn natürlich hat die unerhörte Wucht der Wirtschaftskrise allein ihm genutzt, und selbst das Sterben seiner Großmutter gab ihm im besten Moment die Gelegenheit zu zeigen, wie wichtig Familienbindungen für ihn sind. Schließlich und vor allem hat sich Obamas Charisma verdichtet in seinem erfolgreichen Wahlkampf. Wie viele von uns haben es, Hand aufs Herz, vor zwanzig Monaten für möglich gehalten, dass die Zeit für einen afroamerikanischen Präsidenten gekommen war? Inzwischen haben wir uns an Barack Obamas Stegesserie gewöhnt. Doch an diesem

ANZEIGE
Schreiben Sie?
Wir veröffentlichen Ihr Buch!
edition fischer
Orber Str. 30 • Fach 41
60386 Frankfurt • Tel. 069/ 941 942-0
www.verlage.net
E-Mail: lektorat@edition-fischer.com

Abend, da das Unwahrscheinliche möglicherweise schon Wirklichkeit geworden ist, holt uns die Erinnerung an die Unwahrscheinlichkeit des möglichen Ereignisses ein – und vielleicht sogar die Ahnung, dass Charisma eine inhaltsleere Dimension ist.

Auch der Blick zurück auf das wirklich gewordene Ereignis, am sehr frühen Morgen, hat seine eigene, ganz andere Unwahrscheinlichkeit. Solange für eine erste halbe Stunde zuverlässige Prognosen allein aus den Staaten Kentucky und Vermont zu haben waren, führte John McCain. Dann stieg die Zahl der für Obama gewonnenen Wahlmänner rasch, überbot wie mühe-los die für McCain berechnete Zahl, und der Abstand wuchs regelmäßig weiter, bis am Ende überraschend früh Barack Obama als der zum 44. Präsidenten gewählte Kandidat identifiziert war. Wir hörten seine in Ernst und Zuversicht so wohl proportionierte und wie immer perfekt artikulierte Rede in Chicago mit derselben noch ungläubigen, aber auch verhaltenen

Freude wie die hunderttausend Anhänger, die ihn dort umgaben. Nun war es der lineare, alle Prognosen bestätigende Rhythmus der Entwicklung, der uns überrascht hatte. Der schwarze Taxifahrer auf dem Weg zum Hotel war glücklich und erschöpft wie ein Marathonläufer am Ziel. In der Hotelbar bemühten sich einige Obama-Anhänger, ausgelassen zu wirken, doch die eben eingetretene, allerneueste Wirklichkeit schien kein Medium für Jubel zu sein.

Die europäischen Kommentatoren redeten und schrieben weiter, als hätte unser Land gerade eine letzte Bewährungsprobe vor ihren gestrengen Augen bestanden. Doch Barack Obamas Rede in dieser Nacht stimmte schon alle Motive der für sie nun anstehenden Ernüchterung an. Denn der zukünftige Präsident sieht in seinem Sieg die Überzeugung bestätigt, dass die Vereinigten Staaten weiter das eine Land der unbegrenzten Möglichkeiten sind. Er kündigt den Feinden des Friedens Härte an, bevor er den Freunden Amerikas Solidarität verspricht, und schließt bei seiner Drohung den Gebrauch militärischer Mittel gewiss nicht aus. Er spricht mit Bewunderung von den Opfern, die sein Kontrahent für Amerika gebracht hat, und von dem Patriotismus, den sie teilen. Er wird die Umwandlung der Krankenversicherung zum sozialdemokratischen Typ einer allgemeinen Pflichtversicherung zu verhindern wissen, weil eine solche Institution dem Grundverständnis des in Harvard ausgebildeten Juristen vom Verhältnis zwischen Gesellschaft und Staat widerspräche. Obama nennt junge schwarze Rapper oder Basketball-Stars „brothers“, was bestätigt, dass er sich primär als Afroamerikaner versteht und nicht, wie es die deutschen Fernsehkanäle auch in dieser Nacht wünschen, für einen alle mit allen versöhnenden „Mischling“. Dennoch spricht er ganz selbstverständlich von den Vätern der amerikanischen Verfassung als den „Vätern unserer Staates“.

Noch bevor die lange Nacht in den ersten Morgenstunden zu Ende geht, kommt mir die Frage in den Sinn, was wohl Thomas Jeffersons Reaktion gewesen wäre, wenn er diese nun zu unserer Gegenwart gewordene ferne Zukunft seiner eigenen Gegenwart hätte sehen können. Und ich kann der Gewissheit meiner Intuition nicht widerstehen, dass Thomas Jefferson Barack Obamas Wahl zu seinem Nachfolger im Amt des amerikanischen Präsidenten als einen Triumph von Vernunft und Fortschritt gefeiert hätte – und dies gewiss auch in einem Gespräch mit der schwarzen Sklavin, die ihm mehrere Kinder gebar. Mehr als zwei Jahrhunderte hat es dann ge-

dauert, unendlich viele Opfer hat es gekostet, bis unser Land zum ersten Mal in der Geschichte von Jefferson verkörperten Widerspruch wenigstens in einer Gestalt aufzuheben. Und nun wird sich diese Gestalt, nun wird sich Barack Obama, mit seinem Charisma und mit dem für diesen Moment gewonnenen Status historischer Sakralität, bewähren müssen: als Realpolitiker, in einer Krise, deren Lösungen noch niemand erahnt.

Viele der Intellektuellen im Land, die kaum Erfahrung darin haben, mit einer zur Wirklichkeit gewordenen Hoffnung umzugehen, werden sich distanzieren aus Enttäuschung darüber, dass Barack Obama „nichts anderes als ein Politiker“ wird sein können; so wie die europäischen Beobachter mit der Erfahrung werden leben müssen, dass er nicht „einer von ihnen“ ist, sondern ein patriotischer Amerikaner. Am Beginn des Wahlkampfes

hatte der zukünftige Präsident ein Buch unter dem Titel „Das Wagnis der Hoffnung“ veröffentlicht. Jetzt, da die Hoffnung zur Wirklichkeit geworden ist, verschiebt sich das damals geforderte Wagnis in einer Weise, die zu beschreiben und zu fordern Barack Obama selbst untersagt ist. Es wird unser Wagnis und unser reales Risiko sein, an sein Charisma zu glauben, an sein Talent und daran schließlich, dass dieses Land zum Zeitpunkt einer seine

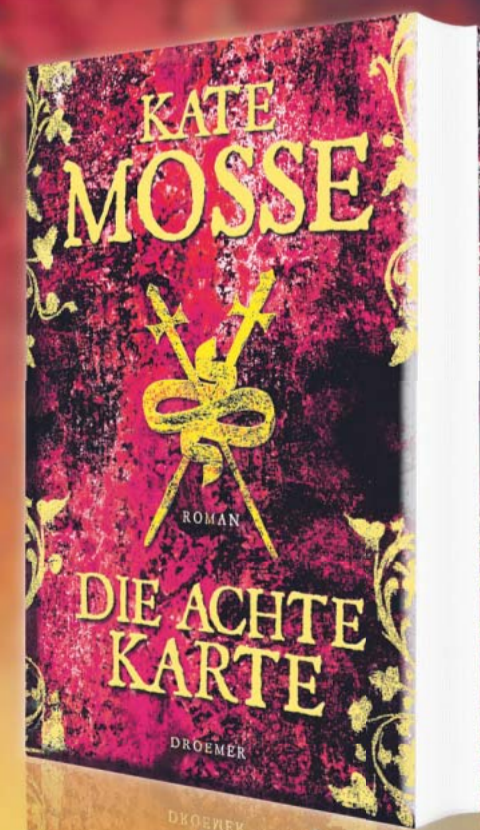
Stellung in der Welt aufhebenden Krise und zum Zeitpunkt seiner größten Erniedrigung in der Wahl, einen Präsidenten zu wählen, der an historische Größe in Vergangenheit und Zukunft erinnert. So könnten der bleierne Tag der Wahl und die verhaltene Freude der auf ihn folgenden Nacht von Barack Obamas Sieg ein historische Wendepunkt gewesen sein.

Der Autor ist Albert Guérard Professor in Literature an der Stanford University.

Das Thalia-Buch im November

Die Karten kennen die Wahrheit...

Auf der Suche nach den Wurzeln ihrer Familie gelangt die junge Amerikanerin Meredith nach Südfrankreich. Dort stößt sie auf ein altes, unvollständiges Set Tarotkarten. Das Set besteht nur aus acht Karten – und die achte trägt unverkennbar Merediths Züge...



Kate Mosse
Die achte Karte

Historischer Roman
ISBN: 978-3-426-19661-8
752 Seiten
€ 22,95 (D)
Droemer

Leseprobe unter:
www.thalia.de

Entdecke neue Seiten

Thalia.de
Bücher, Medien und mehr